



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schoeler, Heinrich von: Über den Begriff des Dämonischen bei Goethe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich zugleich das Verdienst erworben, die Funde aufs sorgfältigste aufzunehmen. Was nicht an Ort und Stelle bleiben kann, also namentlich plastische Reste, Terrakotten, Gefäße und dergleichen, wird zu einem besondern Forumsmuseum in Santa Francesca Romana vereinigt. Säulen und andre Architekturteile, auch Statuen, wenn sie leidlich erhalten sind, werden am Fundorte möglichst wieder aufgerichtet. Die Italiener befriedigen damit auch ein ästhetisches Bedürfnis, wie ihre Vorfahren in der Renaissance; die deutschen Archäologen sind damit nicht immer zufrieden, weil diese Restaurationen der vollen Zuverlässigkeit zuweilen entbehren mögen. Aber dieses Verfahren ist doch schließlich vernünftiger, als wenn man die Trümmer etwa in einem Museum aufstapeln und dadurch aus ihrem natürlichen Zusammenhange reißen wollte. Auch in der Würdigung der Ergebnisse sind Deutsche und Italiener hier und da auseinandergegangen. Wenn Professor Luigi Ceci in Rom behauptet, daß die Entdeckung (des Niger Lapis) sicher das Vertrauen auf das Wort Niebuhrs und Mommsens abschwächen und die Hoffnung der wenigen, die noch an die Autorität des Livius und an die historische Grundlage der Tradition glauben, verstärken wird, so ist das im ersten Teile zuviel gesagt, aber in der zweiten Hälfte nicht unrichtig. Denn die „Wissenschaft des Spatens,“ die Mykenä und Troja aus dem schwankenden Nebel der Sage in das helle Licht der Wirklichkeit versetzt hat, sie hat jetzt auch den Beweis erbracht, daß die Anlage des Forums und des Comitiums, also die Erweiterung der Stadt über den Palatin hinaus wirklich bis in die frühere Königszeit zurückreicht, und sie mahnt zur Vorsicht auch gegenüber andern Nachrichten der litterarischen Tradition.



## Über den Begriff des Dämonischen bei Goethe

Von Heinrich von Schoeler



Die Frage nach den religiösen Überzeugungen und der Auffassung des Übersinnlichen bei einem Manne von solcher Geistesgröße und universalen Begabung und dabei von so ausgeprägter selbständiger Art, wie Goethe, gehört zweifellos zu den interessantesten psychologischen Problemen, die es geben kann. Denn es liegt auf der Hand, daß die Vorstellung, die sich ein so hoher Genius vom Göttlichen gemacht hat, mit den landläufigen platten Anschauungen nichts zu thun haben kann, sondern etwas besondres aufweisen muß. In der That sagt Goethe selbst hierüber (Gespräch mit Eckermann am 4. Januar 1824): „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei: das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner

Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit nur im mindesten wäre geholfen gewesen.“ Ein solcher Protest gegen jede kleinliche und beschränkte Auffassung des religiösen Problems macht sich auch im nachfolgenden Goethischen Satz geltend: „Wir geben allen Fanatikern zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältnis zu ihm zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne!“ Treffend bemerkt deshalb Eckermann über das Verhältnis Goethes zur Religion (28. Februar 1831): „Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig sein, ihn zu fassen.“

Im zwanzigsten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ hat nun Goethe den Schleier von dem Vorstellungskreise, zu dem er über das Wesen der geheimnisvollen und problematischen, in der Natur wirkenden Macht gelangt war, ein wenig gelüftet, und es kommt uns vor, sagt Eckermann, „als würden von gewissen Hintergründen unsers Lebens die Vorhänge weggezogen: wir glauben weiter und deutlicher zu sehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegenstand zu groß und mannigfaltig ist, und daß unsre Augen nur bis zu einer gewissen Grenze reichen.“

In dem genannten Kapitel seiner Selbstbiographie giebt Goethe die Formen an, die die Entwicklung seines religiösen Bewußtseins während seines langen Lebens durchgemacht hat, „wie er als Knabe, Süngling und Mann sich auf verschiedenen Wegen dem Übersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben habe.“ Aber durch alle diese Phasen seiner geistigen Entwicklung zieht sich das Gefühl von etwas, was zu keiner von allen gehören und passen mochte, und was seine eigentliche, persönliche Auffassung von der uns beherrschenden übersinnlichen Macht darstellt: er glaubt in der belebten und der unbelebten, der beseelten und der unbeseelten Natur etwas widerspruchsvolles und darum unter keinen Begriff faßbares zu entdecken, das weder göttlich ist (denn es scheint unvernünftig), noch auch menschlich (denn es hat keinen Verstand), weder teuflisch (da es wohlthätig wirkt), noch engelhaft (denn es läßt oft Schadenfreude merken). Dieses Etwas, sagt Goethe, gleicht dem Zufall und ähnelt doch der Vorsehung, es durchbringt alles, was für uns begrenzt ist, scheint mit den Elementen unsers Daseins willkürlich zu schalten, am Unmöglichen Gefallen zu finden und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen: diese rätselhafte, unheimliche Macht, der Welt und Leben unterworfen sind, und die alle Wesen beeinflusst, nennt Goethe das Dämonische, nach der Vorstellung der Alten, wonach sogar die Götter von dem waltenden Fatum beherrscht wurden. Ich suchte mich — fügt er hinzu — vor diesem furcht-

baren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete. Er berichtet nun, wie er sich durch seinen Egmont, worin er (ganz im Gegensatz zur Geschichte) eine solche dämonische Natur zu schildern versucht, von dem Alp dieser Vorstellung befreite. Denn das Dämonische, fährt Goethe mit Nachdruck fort, das sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen, ja bei den Tieren aufs merkwürdigste manifestieren kann, steht vorzugsweise mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wenn nicht entgegengesetzte, so doch sie durchkreuzende Macht.

Am furchtbarsten aber erscheint das Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. „Während meines Lebensganges, erklärt Goethe, habe ich mehrere, teils in der Nähe, teils in der Ferne, beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Beobachtungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: *Nemo contra deum, nisi deus ipse.*“ Soweit die dunkeln Worte Goethes in Wahrheit und Dichtung.

Es wäre nun interessant, von ihm selbst über das Wesen des Dämonischen, und was er eigentlich darunter versteht, etwas näher aufgeklärt zu werden und darüber etwas bestimmteres, vielleicht durch Beispiele erläutert, zu erfahren. Natürlich ist es ein mißliches Ding, in Goethes poetischen Schöpfungen — etwa im *Faust*, der doch des Dämonischen genug zu enthalten scheint — nach einer Aufklärung dieses seltsamen Begriffs zu suchen, da die in einer Dichtung ausgesprochenen Sentenzen nicht immer mit den persönlichen Überzeugungen eines Autors kongruent zu sein brauchen und sich im übrigen zu meist nach dem Prinzip der These und Antithese bewegen. So dürfte sich im *Faust* kaum ein Ausspruch finden, der nicht bei andrer Gelegenheit, Beleuchtung und Stimmung irgendwo sein Gegenteil hervorriefe. Aber in den Gesprächen Goethes mit Eckermann aus den letzten Lebensjahren des Dichters — die eine wahre Fundgrube gerade für die Kenntnis der persönlichen Anschauungen und Überzeugungen Goethes und der Eigentümlichkeiten seines Charakters sind — ist uns die Gelegenheit geboten, auch über den eigentlichen Sinn und die Bedeutung, die er der Idee des Dämonischen beilegte, Aufklärung zu erhalten, da Eckermann mit richtigem Spürsinn und Verständnis für die Wichtigkeit des Gegenstands mehrmals die Aufmerksamkeit des greisen Dichters auf diesen dunkeln Begriff lenkte, und ihn durch geschickt gestellte Fragen veranlaßte, sich ausführlicher darüber zu äußern.

Was zunächst den Begriff des Dämonischen betrifft, so gelingt es Eckermann (am 2. März 1831), Goethe aus seiner Zurückhaltung zu bringen und ihm eine Art von Definition zu entlocken. „Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist.“ „Es manifestiert sich, fügt Goethe an einer andern Stelle hinzu, auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen andern sind Teile von ihm vorhanden. . .“ „Es pflegt jede Leidenschaft zu begleiten, sagt er am 5. März 1830, und findet in der Liebe sein eigentliches Element.“ Wichtig für die Goethische Auffassung dieses Begriffs ist ferner, daß er sowohl abstrakt von dem „Dämonischen“ als auch konkret-symbolisch vom „Dämon“ und von „Dämonen“ spricht. Und zwar ist der eigentliche Charakterzug alles Dämonischen seine Positivität: ein unruhiger Drang, Thatkraft, höchste Produktivität!

Aus allen diesen orakelhaften Andeutungen ersehen wir nur so viel, daß Goethe die Erklärung des Dämonischen für ein transzendentes, die Erkenntniskräfte des Menschen übersteigendes Problem hält. Das Wesen des Dämonischen, das überfinnllicher Natur ist, geht ihm also für das menschliche Verständnis im Unbewußten unter, sein Ursprung liegt in dem, was allem Wissen vorausgeht, im unbekanntem Urquell alles Entstehens verborgen. Wir werden deshalb kaum fehl gehn, wenn wir uns den Begriff des Dämonischen und der Dämonen in der Goethischen Phantasie plastisch-künstlerisch etwa nach Analogie des von ihm erfundenen Prinzips der „Mütter“ im zweiten Teil des Faust konstruieren. Wie diese, der Annahme Eckermanns nach, das schaffende Prinzip sind, von dem alles ausgeht, schaffende Wesen, die in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharren, und zu denen alles, was zu atmen aufhört, als geistige Natur zurückkehrt, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Dasein zu treten; wie alle Seelen und Formen von dem, was einst war und künftig sein wird, in dem endlosen Raum des Aufenthalts der „Mütter“ wolkenartig hin und her schweben, und wie die nie aufhörende Beschäftigung der Mütter in der ewigen Metamorphose des irdischen Daseins besteht: so ist das Dämonische das Fatum, und die Dämonen sind gleichsam Schicksalsboten, die den Beschluß des Verhängnisses vollziehen. Sehen wir in den „Müttern“ allegorisch eine Individualisierung der Naturkräfte, so stellen die „Dämonen“ Symbolisierungen der im Leben sich manifestierenden Schicksalsmacht dar. „Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehn; wir schließen auf einen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und das wir zu uns herabziehen und anthropomorphisieren müssen, um unsre dunkeln Ahnungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen. So sind alle Mythen entstanden.“

„In die Idee des Göttlichen scheint die wirkende Kraft des Dämonischen indes nicht einzugehn?“ fragt Eckermann. Aber Goethe antwortet ausweichend: „Liebes Kind, was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsre engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu

kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben.“

Somit schließt Goethe das Dämonische aus der Idee des Göttlichen nicht direkt aus; und auch aus einer andern Stelle geht hervor, daß er die Möglichkeit, daß das Dämonische einer so tiefen Quelle entströmen könne, nicht von der Hand weist. „Vergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, sagt er anläßlich der wunderbaren Thatsache, daß anfänglich für widrig gehaltne Hindernisse sich oft als förderlich und günstig für eine Arbeit erweisen, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen.“ Goethe also geht, gleich Dante, am Abgrunde dieser tiefen Probleme vorüber und läßt die Frage nach ihrer Lösung offen:

Non ragionam di lor', ma guarda e passa!

Zwei für die Wesensbestimmung des Dämonischen wichtige Eigenschaften entnehmen wir jedoch der erwähnten Goethischen Definition: daß es in den Begebenheiten erscheint, und daß es in den Personen wirkt. Was das erste betrifft, so haben wir es uns als „höhere Einwirkung,“ als das geheimnisvolle Walten und Eingreifen der Schicksalsmacht im menschlichen Dasein, bald störend und hemmend, bald begünstigend und fördernd, zu denken. Wir begegnen hierbei gleich einer originellen Lebensanschauung Goethes, die uns diesen Grundgedanken erläutert. „Sie werden finden, sagt er zu Eckermann (11. März 1828), daß im mittlern Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andre häuft. Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muß wieder ruiniert werden. Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von nöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas andern. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern (sic!), bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Raffael in demselben Alter, Byron nur um wenig älter. Alle aber hatten ihre Mission erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe.“

Am darauffolgenden Tage (12. März 1828) kommt er auf diesen seltsamen Gedanken zurück. „Aber wissen Sie was, ruft er Eckermann zu — nach klagenden Reflexionen über den zu frühen Tod des Großherzogs von Weimar, von dessen längerem Leben er für den Fortschritt der Zeit noch viel erhofft hatte —, die Welt soll nicht so rasch zum Ziel, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und entgegenreten, sodas es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich Recht hatte!“

„Die Entwicklung der Menschheit, wirft Eckermann ein, scheint auf Jahrtausende angelegt?“

„Wer weiß, erwidert Goethe, vielleicht auf Millionen!“ Und im weitern Verlauf spricht er den ernstesten Gedanken aus: „Kluger und einsichtiger wird die Menschheit werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen!“

Doch auch einen wohlthätigen und fördernden Einfluß auf den Gang der Geschichte spricht Goethe dem dämonischen Weltelement zu, so bei der begeisterten Erhebung von 1813 zur Abschüttlung der Fremdherrschaft. „Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach, ruft er aus, hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber.“ Aber Goethe dachte sich das Eingreifen der dämonischen Macht auch als etwas den Verlauf des persönlichen Lebens beeinflussendes. Am 18. Februar 1831 erzählt er Eckermann, daß seine mit Soret unternommene Übersetzung der „Metamorphose der Pflanzen“ ins Französische anfangs auf widerwärtige Hindernisse und Verzögerungen gestoßen wäre, die er im stillen oft verwünscht hätte. Allein später habe er eingesehen, daß dieser Aufschub der Arbeit außerordentlich zu statten gekommen sei, da inzwischen andre Schriften und Entdeckungen erschienen waren, die sein eignes Werk ungemein gefördert hätten. Man kommt dahin, meint Goethe, bei solchen wunderbaren Wendungen an die Einwirkung einer dämonischen Macht zu glauben, der man, ohne sie fassen zu können, Verehrung und Dank zu schulden fühlt.

„So waltete auch bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob, berichtet er am 24. März 1829. Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden: aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide vom größten Erfolg.“

Noch andre wichtige Beispiele solcher Schickungen der Vorsehung führt Goethe an (12. Mai 1825). „Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden erstern auf meine Jugend, der letztere aber auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.“ Auch seine Übersiedlung nach Weimar schreibt er einer solchen „Schicksalsfügung“ zu. In einem Gespräch am 5. März 1830, als Eckermann die Äußerung thut, daß die Liebe sich nach dem Charakter und der Persönlichkeit der Person, die wir lieben, modifiziere, sagt Goethe: „Sie haben vollkommen Recht: denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist auch das anreizende Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt, und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam, es gab meinem ganzen Leben eine andre Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war!“

Man sieht, einen wie großen Spielraum Goethe den Einwirkungen der Vorsehung im menschlichen Leben einräumt, und wir werden kaum fehlgehn, wenn wir in der nachstehenden Stelle aus der „Natürlichen Tochter“ (Akt IV,

Szene 1) die aus diesem ganzen fatalistischen Ideenkreise gezogene Bilanz sehen: „Was geschehn soll, es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen hängt viel von Wahl und Wollen ab; aber das höchste, was uns begegnet, kommt wer weiß woher?“

Wie Variationen über das Heraklitische  $\tau\acute{\iota}\theta\omicron\varsigma \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\tau\omicron\upsilon \delta\alpha\lambda\mu\omega\nu$  muten uns die nachfolgenden Äußerungen des Altmeisters an: „Des Menschen Verfinsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal. Es thäte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbände führte und uns sagte und triebe, was immer zu thun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln. . . . Im übrigen ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber!“

„Es ist sicherlich wohlgethan, solchen höhern Einwirkungen nachzugeben, meint Eckermann, denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu sein, daß es am Ende doch Recht behält!“

Allein, Goethe erwidert unerwartet: „Nur muß der Mensch auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen.“ Und schon im April 1829 hatte er auf eine ähnliche Äußerung Eckermanns, daß man vor allen Dingen darauf zu achten habe, ob ein Einfluß hinderlich oder förderlich, ob unsrer Natur angemessen oder ihr zuwider sei, geantwortet: „Das ist es freilich, worauf es ankommt; aber das ist auch das Schwere: daß unsre bessere Natur sich kräftig durchhalte und dem Dämon nicht mehr Gewalt einräume, als billig.“

(Schluß folgt)



## Der Feind



orsichtige Leute nennen, seine kennen ihn nicht. Die christliche Kirche hat uns über seine Gewohnheiten und Listen überraschende Aufschlüsse gegeben, und in Kreisen, die dem von ihr ausströmenden Lichte mehr oder weniger fernstehn, ist über den „Vater der Lüge“ manches gesagt und geschrieben worden, was mehr schlechten Geschmack und verderbte Phantasie verrät, als es Sachkenntnis und einsichtiges Urtheil beweist. Dagegen giebt es sehr nette Leute, für die Beelzebub überhaupt nicht vorhanden ist. So versicherte uns ein Herr, den wir in dieser Angelegenheit um seine Meinung fragten, ohne jedes Besinnen, daß es überhaupt keinen Teufel gebe, und daß das Übel, das wir in der Welt wahrnähmen, nur fadenscheinig und schadhaft gewordenes Gutes sei, ähnlich wie die schönsten Kleider im Wege der Abnutzung von einer Stufe zur andern herabsinken, bis sie schließlich dem Lumpensammler in die Hände fallen. Da nun doch das Fadenscheinig- und Schadhaftwerden auch ein Übel ist, das nicht in eine vollkommene Welt paßt, so hat die Versicherung unsers Gewährsmanns keinen großen Eindruck auf uns gemacht, und die Art, wie er das Vorhandensein des Bösen in der Welt erklärt, hat uns nicht befriedigt. Er ist Naturphilosoph und Autodidakt, er hat weder Kant noch Spinoza gelesen, auch Plato und Aristoteles sind ihm fremd. Da ihm die eigne Überzeugung